

Unterhaltungsblatt

„Augsburger Postzeitung“.

N. 91.

Dinstag, den 3. November

1896.

Für die Redaction verantwortlich: Dr. Theodor Müller in Augsburg.
Druck und Verlag des Literarischen Instituts von Haas & Grabherr in Augsburg (Vorbesitzer Dr. Max Guttler).

Allerseelen.

Was bleibt uns noch in diesen Herbsttagen?
Daß wir an Gräbern um die Todten klagen,
Mit Aestern rings ihr friedlich Haus bestecken
Daß schwarze Band mit Immergrün bedecken,
Darein die Liebe legte Rosen sacht
Wie einst im Licht.

In Menschenseelen steigt's dann auf und nieder,
Und die Vergangenheit kehrt geisternd wieder,
Und Töne rauschen wie aus alten Zeiten.
Und wenn die Nebel durch den Abend schreiten,
Manch' lieber Mund in Treuen zu Dir spricht
Wie einst im Licht.

Ihr stillen Schläfer tief im schatt'gen Grunde,
Frei ist ein Wort an euch in solcher Stunde:
Grau kommt der Tag, denn ihr habt uns verlassen,
Geschrei und Streit füllt un'res Lebens Straßen,
Nicht lüde mehr weht's uns um's Angesicht
Wie einst im Licht.

Die Liebe starb, die's fromm mit uns gemeinet,
Das Auge brach, das für uns oft geweinet,
Die Hände modern, die in Trauerstunden
Den Balsam legten auf die Seelenwunden;
Die Menschen tröstet, doch so ist es nicht
Wie einst im Licht.

D'rum, Welt, fahr' wohl mit Deinen bunten Farben
Kurz währt Dein Glück, trugvoll sind Deine Garben,
Laß einsam mich um meine Todten weinen,
Süß wird Entsagung nur an Leichensteinen,
Wo durch's Gewölk der Liebe Sonne bricht
Wie einst im Licht.

Abolph Müller.

„Magda.“

Zwölf Monate eines modernen Lebensbildes.
Der Wirklichkeit nachgezählt von Beda v. Ballheim.
(Fortsetzung.)

Juli. — Zu spät erkannt.

Auf dem Grunde einer engen Thalschlucht, welche durch hohe, theils dicht bewaldete, theils nackte und scharfkantige, eng ineinander geschobene Berge gebildet wird, liegt das Bad H. Ringsum hatten die Gnommen ihre Schätze ausgestreut. Der Reichthum der Berge an Silber und Blei war indessen anscheinend erschöpft und die Ausbeutung der Werke seit langer Zeit eingestellt, weil der Ertrag nicht einmal mehr die Betriebskosten deckte. Die romantische Lage des Ortes aber, ein ziemlich starker Säuerling, verbunden mit der kräftigen, reinen Waldbauart, hatten das Städtchen zu einem beliebten Gesundheitsorte, vorzugsweise für Norddeutsche, gemacht. Besonders kam es als Sommeraufenthalt der Städter in Mode, seit der Fürst des Ländchens alljährlich einige Wochen daselbst zuzubringen pflegte.

Die diesjährige Saison war durch zahlreichen Besuch besonders glänzend, ohne doch dem Leben der Gesellschaft den ungenirten, familienähnlichen Charakter zu nehmen. Auch die Redaction des „Stachelschweins“ finden wir unter den Namen der Badegäste vertreten. Der junge Dauf war mit der Ausführung einer neuen Bahnlinie durch das Ländchen betraut — wie gewöhnlich unter dem mächtigen journalistischen Protektorate seines Vaters und dessen Freunde, was die öftere Anwesenheit derselben in H. veranlaßte.

Wir haben schon gesehen, wie das edle Redaktions-Triumvirat die Machtstellung, welche es in der Presse einnahm, zur Grundlage ausgehnter Unternehmungen zu machen wußte, bestimmt, den übermäßigen und ungeordneten Luxusbedürfnissen der Ghesz zu dienen. So waren es auch weitgehende und großartige Pläne, welche diesen kleinen Badeort gegenwärtig als Operationsbasiß günstig erscheinen ließen.

Seit einiger Zeit befand sich die ganze Gegend in Aufregung. Der alte Reichthum der Erde lehre wieder, hieß es. Der Ingenieur Dauf, ein geschickter, in aller Art ober- und unterirdischer Meßkunde, mehr aber noch in findiger Benützung gegebener Verhältnisse erfahrener Techniker, hatte, wie man erzählte, eine nächst H. an durch die neue Bahnlinie für den Verkehr besonders

günstiger Stelle gelegene verlassene Erzgrube untersucht und mittelst eines nur ihm gehörigen Verfahrens einen neuen, unermesslichen Zukunftsfonds in ihr entdeckt.

Während diese Kunde die Welt durchlief, war das „Stachelschwein“ so vorsichtig gewesen, das Stück Land, in welchem dies neuerstandene Eldorado sich befand, käuflich zu erwerben. Es gehörte zum Besitzthum des Hauptpastors des Ortes, welcher dasselbe mit der Tochter eines wohlhabenden Großbürgers angeheiratet hatte. Da aber die Mythe, daß die Gruben einst wieder fruchtbar werden dürften, stets unter dem Volke umgegangen war, so hatte sich der Besitzer, durch das besagte Ankaufsgelüste aufmerksam gemacht, nur unter Sicherung eines gewissen Antheiles an der Ausbeute und jedem eventuellen anderen Gewinne zur Veräußerung herbeigelassen.

Dem unlauteren Spekulationsgeiste von Dauß und Konforten war es gegenwärtig um einen möglichst raschen Abschluß der bereits eingeleiteten Verhandlungen über den Weiterverkauf der Werke an den sehr reichen Fürsten des Landes zu thun.

Derselbe, selbst Dichter, genoß den Ruf eines Mäcen der schönen Künste, besonders des Theaters, und liebte in dieser Eigenschaft die regenerirende Sonne des Geschmacks genannt zu werden. Im Momente unserer Erzählung beschäftigten ihn besonders die Vorbereitungen für die Darstellung einer eigenartigen, musikalisch-dramatischen Dichtung, welche Idee und Text ihm selbst, die Musik aber dem Attaché Baron Faurier, einem entfernten Verwandten seines Hauses, verdankte. Die Wahl der Sängerin für die Hauptpartie des Werkes war der Gegenstand der skrupulösesten Untersuchungen, in welche die verschiedenen Intriquen des kleinen Hofes hineinspielten.

Wie wir wissen, hatte Magda's Gönnerin, die Fürstin Waldenau, das kleine Hoftheater als günstigsten Schauplatz für das Debüt derselben ausersehen. Die Herren vom „Stachelschwein“, denen in dieser Beziehung das Zusammenreffen der Umstände sehr gelegen kam, hofften daraus größtmöglichen Nutzen für ihre Operation zu ziehen. Nachdem das junge Mädchen unter ihrer Mitwirkung bereits engagirt und seit einigen Tagen in S. eingetroffen war, galt es zunächst, dasselbe dem Fürsten, trotz ihrer Anfängerschaft, für jene Rolle möglich zu machen. Den voraussichtlich großen Einfluß, den sie dadurch gewinnen würden, betrachteten sie als ihre wohl auszubehutende Domaine.

Der nach dem Geschmace des Fürsten reich und künstlerisch schön ausgestattete Concertsaal des Schlosses, welcher nur den Privat Zwecken des Landesherrn diene, war mit einer glänzenden Versammlung gefüllt. Es fand eines der sich allwöchentlich ein- bis zweimal wiederholenden Concerte statt, bei denen die Mitglieder des fürstlichen Hoftheaters, oft auch fremde Künstler von Ruf mitzuwirken pflegten, und welche stets ein distinguirtes Publikum anzuziehen wußten.

Im Munde aller Anwesenden war die Oper des Fürsten, aus welcher man heute eine Orchesternummer in das Programm aufgenommen hatte, die Präliminarien ihrer ersten Aufführung zur Eröffnung des Wintertheaters der kleinen Residenz, und endlich die Frage, wem die Hauptpartie in derselben anvertraut werden würde. Man besprach laut und leise das heutige Auftreten einer neu engagirten, von der Presse überaus günstig eingeführten jungen Sängerin, Magda v. Harthoff, welche man neben der seit Jahren bewährten Pri-

madonna des Hoftheaters mit dieser Frage in Verbindung brachte, und fühlte sich gewissermaßen berufen zum richtigen Urtheile in dem heutigen Wettstreite der beiden Künstlerinnen. Sehr geschickt vertheilt saß die Garde des „Stachelschweines“, gerüstet für den Nothfall zum Claquekampfe für Magda, das heißt für ihr Projekt.

Einige Nummern waren vorüber. Jetzt erschien der Fürst in seiner Loge, in Begleitung Faurier's und des Finanzrathes Tiefenborn, des ausschlaggebenden, stets zuverlässigen Rathgebers seines Herrn in Budgetangelegenheiten. Die Primadonna erschien, — eine nicht mehr ganz junge, aber recht präsentable Blondine. Sie warf perlende Tontropfenschüre in die lauschende Menge. Ihre Leistung zeigte große Routine einer immer noch schönen Stimme, und als der Fürst, nachdem sie geendet, mit seinen weißbehandschuhten Händen, über die Brüstung der Loge hinweg, lebhaft klatschte, stimmte das Publikum unisono ein.

Es folgte ein Orchesterwerk, dann kam Magda's Nummer. Als sie erschien in ihrem weißen, wallenden Kleide, eine einzige Rose an der Brust, keinen anderen Schmuck als die verschwindend dünne, blaueidene Schnur, an welcher die Muttergottesmedaille hing, ging ein gewisses Rauschen durch den Saal, — ein unwillkürlicher Tribut der wunderbarsten Schönheit. „Superbe!“ hauchte es fast unbewußt von den Lippen des Fürsten. Mit magdlicher Demuth verneigte sich die Debutantin, während ein glühendes Erröthen wie Morgenlicht über ihre Züge flog. In süßer, durchsichtiger Klarheit schwebte ihr Gesang durch den Raum. Es war eine Fülle, eine Innigkeit, ein Seelenklang in dem Tone, — unwillkürlich vergaß man den Ort, ja selbst die herrliche Gestalt dort — man lauschte athemlos, das Herz voll glückseliger Empfindungen, und in jeder Seele stand hell und glänzend das Theuerste, was sie besaß, — eine Mutter, eine Braut, ein Kind — oder auch ein Grab. Magda hatte geendet — noch schwieg Alles, noch tönten die Klänge in den Herzen, noch saßen die feuchten Augen nur gebrochen das bebende Mädchen, welches stumm das Haupt senkte, in zitternder Erwartung seines Urtheiles, — da brach auf einmal — und man wußte nicht, wo er angefangen, ein frenetischer Jubel los, wie ein Donner Schlag, der nicht enden wollte. Immer wieder mußte die junge Künstlerin erscheinen — und sie weinte und lachte zugleich und breitete unbewußt entzückt die Arme aus. Als sie aber in das Foyer zurückkehrte, trat ihr der Fürst entgegen.

„Sie haben die Partie“, sprach er noch ganz bewegt, „keine Andere, wie Sie, vermag das Ideal meiner Dichtung zu verwirklichen!“ —

Am andern Morgen lag ein köstlicher Himmel wie ein Zeltdach von tiefblauer Seide über dem Thale. Magda saß auf einem Felsblocke, unfern der in den Bergwald an die steile Wand geklebten kleinen Villa, welche sie mit ihrer Duenna, der inzwischen verwitweten Frau Professor Holth bewohnte. Ueber ihr tönte das eigenthümliche Rauschen in den Wipfeln der Bäume, neben ihr murmelte ebenso eintönig und doch seltsam plaudernd eine im dicken Moos verborgene Quelle — und doch war es tief still umher. Das Thal drunten und der Wald über ihr träumten in der warmen Julisonne den Farbentraum des Sommers, und jenes Geräusch schien gleichsam das Athemholen der Schlummernden zu sein. Magda saß unbeweglich, ihr Auge starrte

ausdruckslos in die Ferne, und vergeblich umschmeichelte sie der starke, süße Duft der Nadelbäume und der Thymians zu ihren Füßen. Sie achtete weder sein, noch des immer heißern Strahles der Hundstagssonne, des auf ihren Scheitel fiel. Das unermessliche Weh der an sich selbst verzweifelnden Seele kämpfte in ihr. Gemeine Naturen haben kaum eine Ahnung davon. Die junge Künstlerin fühlte in diesem Augenblicke ihres ersten Triumphes ein Glend, endlos und qualvoll für Zeit und Ewigkeit.

Ihr Vertrauen mißbrauchend, hatte Rothner sie zur Eingehung einer geheimen Ehe zu überreden gewußt, seit einigen Wochen war sie an ihn gekettet für's Leben, aber diese kurze Zeit hatte genügt, sie seinen niedrigen Charakter in seiner ganzen Häßlichkeit erkennen zu lassen.

Rothner, ein kaltherziger Genussmensch von rückwärtsloser Energie, scheute kein Mittel zur Erreichung seiner Zwecke. Magda's eigenartige Schönheit, ihr seltenes Talent, welches eine bedeutende Zukunft versprach, hatten in ihm den Wunsch rege gemacht, sie dauernd an sich zu fesseln. Von seiner Seite hatte die kälteste Berechnung, nicht Liebe, den Bund geschlossen; zerrüttet in seinen finanziellen Verhältnissen, war ihr Talent seine letzte Hoffnung, sollte ihm die versiegende Geldquelle wieder öffnen, zur Befriedigung seiner mannigfachen Leidenschaften, worunter das Spiel die erste Stelle einnahm.

Einstweilen bedurfte Magda noch ihrer fürsüßlichen Gönner, um die Höhe zu erklimmen, wo angelangt ihr Talent ihr weiter Bahn brechen mußte, dabei konnte das Bekanntwerden ihrer Ehe nur hindernd wirken. Das war der Grund, weshalb die Ehe vorerst noch ein Geheimniß bleiben sollte.

Nach und nach war Magda zur Erkenntniß dieser Sachlage gekommen, sie sah sich als Opfer einer schönen Spekulation, für die Dauer ihres Lebens an einen Mann gekettet, den sie nicht mehr lieben konnte, nachdem sie aufhören mußte, ihn zu achten. Trostlos, freudlos lag die Zukunft vor ihr, was war ihr noch das Leben?

Eine Hand legte sich auf ihren Scheitel.

„Aber sind Sie wahnsinnig, Kind, sich der Sonne so auszusetzen! Ihr Haar fühlt sich brennend heiß an — Sie können den Tod haben!“

Magda blickte verstört auf in das besorgte Gesicht Faurier's.

„D“, murmelte sie, „käme der Tod!“

„Da haben wir schon die Folgen der Sonne“, lachte er, „an der Schwelle der glänzendsten Zukunft — der Tod! — Aber“, fügte er ernster hinzu, indem er ihre Hand ergriff, um sie emporzuziehen, „kommen Sie nur mit mir, ich habe Ihnen viel zu sagen, Magda, und dazu müssen wir den Schatten aufsuchen.“

Wie schon früher empfand sie auch jetzt den unbeschreiblich milden und wohlthuenden Einfluß seines sicheren und zarten Wesens und ließ sich willig von ihm höher

hinauf geleiten, wo die scharfe Schneide der glühenden Sonne durch die Zweige und das Waldblau abgestumpft und seitwärts gewandt wurde und ihr Glanz sich zu nebelartig abgeschwächten Dämpfen vertheilte. Dort hieß er sie niederstigen ins schwellende Moos. Sie lehnte den Kopf zurück an einen Baumstamm, und der Blick ihrer prachtvollen Augen verschwand unter dem langen Schleier der gesenkten Wimpern. Mit unverhohlenem Entzücken betrachtete sie Faurier einen Augenblick.

„Magda“, sprach er dann mit weichem Wohlwille, „ahnen Sie, wovon ich mit Ihnen reden will?“

Sie sah ihn überrascht an, aber ihr Auge fiel vor dem strahlenden Glanz des feinnigen nieder, und ein wunderbar süßes und brennendes Wohlgefühl ging durch ihre Seele.

„Wissen Sie, theueres Kind“, fuhr er fort, „daß der gestrige Abend Ihnen eine herrliche Zukunft erschlossen hat? Mit der durch Ihren Fleiß wachsenden Macht Ihres Gefanges, mit der Gewalt Ihrer zauberischen Schönheit werden Sie allgemach — vielleicht im Fluge — die Welt erobern und müde von Gold, Ehre und Triumph vielleicht einst Ihre Hand nach einer Krone ausstrecken können.“

Ein kindlicher Glanz ging einen Augenblick bei diesen Worten im Antlitz des Mädchens auf, wie das Lächeln der Kleinen am Weihnachtsbaume.

Er schwieg bewegt.

„Und wenn ich es nun dennoch wage, Magda — theure Magda“, begann er dann leiser und beklommen, sich über sie beugend, „wenn ich Ihren Blick von all' dieser Pracht wegwenden will auf ein Herz, Magda, ein Herz, das Sie liebt, in dem diese Liebe treu und heiß und männlich gewachsen ist seit Jahren — ein Herz, dessen Kleinod Du bist, Magda“ — sie zitterte heftig und Bluth wechselte mit Erbleichen in ihrem Antlitz — „wenn ich

Dir sage“ — seine Stimme war zum leisen Flüstern herabgesunken — „wirf ihn von Dir, den gefährlichen Glanz, der hohl ist und kalt und kein wahrhaftes Glück gibt, und werde das Weib eines Mannes, der ein bescheideneres Loos, ein einfaches Haus für Dich zur Burg und zum Tempel machen kann; werde mein Weib, Magda.“

Mit einem Schrei sprang sie empor und hielt die Hände vor ihr Gesicht.

„Niemals!“ rief sie, und ein Strom glühender Thränen stürzte aus ihren Augen. — So hatte sie noch nie geweint. — Alle Bitterkeit, aller Schmerz der Erde hob ihre krampfhaft zitternde Brust. Als sie, Herrin des wilden Kampfes geworden, aufblickte, war Faurier verschwunden. Sie preßte die Hände in wilder Verschlingung zusammen, und ihr zuckender Mund schluchzte: „D, Maria, ohne Sünden empfangen, bitte für uns!“

Jener Antrag Faurier's war das Resultat einer durch die Verhältnisse herbeigeführten Kombination seiner



August Graf v. Platen.

tiefen und heißen Liebe zu Magda und der edlen Ritterlichkeit seines Herzens. Reich, unabhängig und geistig bedeutend, gehörte er zu jenen in unserer Zeit immer seltener werdenden Männern, welche Selbstachtung und wahre Schätzung der idealen Bestimmung des Menschen dem weiblichen Geschlechte gegenüber stets in einer gewissen Reserve hält. Da ihm zugleich vielfache künstlerische und Lebenserfahrung zur Seite stand, so glaubte damals die Fürstin Waldenau in ihm den besten Anhalt für ihren unerfahrenen, kindlichen Schützling in dem gefährvollen Treiben jener Kreise, in welche die Vorstufen ihrer Carriere Magda führen mußten, um so mehr gefunden zu haben, als seine musikalischen Arbeiten ihn zu derselben in mannigfache Beziehungen brachten.

Die durch eine absonderliche Erziehung begünstigte feelfische Eigenart des jungen Mädchens, welche daselbe von der Gewöhnlichkeit scharf abhob, fand einen äußerst sympathischen, im weiteren Verkehr sich vertiefenden Anklang in Faurier. Auch Magda empfand mit verehrender Sinnigkeit lebhaft die Wohlthat der gütigen und decenten Unterstützung des bedeutenden Mannes, der, wie den Edelmann verleugnend, ohne irgendwie geistig durch denselben eingeengt zu sein, doch so gänzlich verschieden war von den anderen Herren, mit denen sie umzugehen Gelegenheit hatte, namentlich von jenen des „Stachel-schweinzirkels“.

Dieser angenehme Verkehr hatte indessen nur kurze Zeit gedauert, da die diplomatische Laufbahn den Attaché nach wenigen Wochen unverhofft auf Jahre in fremde Länder führte. Nur so war es möglich geworden, daß Rothner's allerdings blendende äußere Erscheinung zwischen die Seelen zweier von Gott für einander geschaffener Menschen treten konnte, um sie zu trennen, — um sie zu vernichten.

Als Faurier Magda in G. wieder sah, fand er sie so wunderbar entwickelt, daß das innige, für sie stets bewahrte Interesse, das er sich selbst nicht eingestanden hatte, in die helle Flamme einer glühenden Leidenschaft ausbrach, welche um so mächtiger war, je mehr er anfangs aus tausend in seinem Charakter liegenden Gründen die gewohnte Beherrschung aller seiner Empfindungen auch auf sie ausdehnte. In Magda's Seele drängte ebenfalls die mächtige Gewalt ihrer früheren Sympathie eine lebhafteste Freude, in welche nur das Bewußtsein der jüngsten Vergangenheit tiefe Schatten warf. Faurier's erfahrener Blick erkannte bald die der jungen Künstlerin schon beim Eintritt in ihre Laufbahn drohenden Gefahren, durch gemeine Berechnungen von Magda's journalistischen Freunden. Dies alles hatte ihn dazu gedrängt, seine Reserve zu verlassen, um mit einem Schläge das wiedergefundene Kleinod in die echte Fassung seiner Liebe zu setzen.

Es lag in seinem Charakter, daß er, nach dem momentanen Resultate seiner Unterredung mit dem jungen Mädchen, mit seinem Takte den status quo ante in dem durch die Verhältnisse zwischen Beiden gebotenen Verkehr ohne irgend welche Alteration aufrecht erhielt. Dadurch gewann Magda das Gleichgewicht wieder, um so mehr, da sie inne ward, daß Faurier ihre leidenschaftliche Weigerung nicht auf Rechnung der Wahrheit, die ja auch ihm wie aller Welt verborgen war, sondern der Ueberraschung setzte, und daß jenes Wort: „er erwarte sie“, eine ihm fortdauernd innerliche Wahrheit blieb.

(Schluß folgt.)

Lebende Uhren.

Von Dr. Ludwig Karel (Wien).

Wenn der helle Strahl der Sonne die Erde zu neuem Leben erweckt, öffnen sich die Blumen und hauchen dem Tagesgestirne ihren duftigen Gruß zu. Nicht alle erweisen ihr diese Höflichkeit zu gleicher Zeit, denn es gibt auch hier, ebenso wie unter den Menschen, Frühaufsteher und Siebenschläfer.

Die blaue Wegwarte (*Cichorium Intybus*), von der das Surrogat für unsern Kaffee kommt, breitet die vielen Bändchen ihres Blütenkörbchens schon um vier Uhr Morgens aus. Also zu einer Zeit, wo die meisten Menschen noch gar nicht an die Cichorie denken! Der traurige Storchschnabel (*Geranium triste*) erhebt erst um sechs Uhr Abends sein fünfstrahliges Haupt.

Ebenso ungleichmäßig wie das Lever ist die Ruhezeit der vielgestaltigen Sprößlinge der Auen. Die Blüten des Salates (*Lactuca sativa*) werden schon um zehn Uhr Vormittags müde, während die des Raps (*Brassica*) erst um neun Uhr Abends sich schließen.

Vinné wandte den Erscheinungen des Deffnens und Schließens der Blüten seine besondere Aufmerksamkeit zu und konstruirte daraus die sogenannte *Blumenuhr*.

Der erste Zeiger auf dieser Uhr, die niemals reparirt zu werden braucht, ist der Wiesen-Vocksbart (*Tragobogon pratense*), dessen gelbe Blumenblätter bereits um drei Uhr Morgens sich entfalten. Die Cichorie stellt sich, wie schon bemerkt, eine Stunde später ein. Um fünf Uhr legen sich die rosig angehauchten Blütenhüllen einer Mohnart (*Papaver nudicaule*) auseinander. Der gemeine Löwenzahn sieht um sechs Uhr und das Schweinskraut (*Hypochoeris maculata*) um sieben Uhr auf. Viel verwöhnter ist die auf den Armen der Wassergeister gewiegte weiße Seerose, die ihre Kelche erst um acht Uhr öffnet. Noch länger Zeit läßt sich die Todtenblume (*Calendula*), welche dies erst um neun Uhr thut.

Wer früh aufsteht, muß auch bald zu Bette gehen! Darum schließen die Wegwarte und der Salat ihre Blütenkörbchen schon um zehn Uhr Vormittags, der Sumpf-Ziest (*Crepis*) um elf Uhr und Mittags legt sich die Todtenblume zu den Schlafenden. Eine Nelkenart (*Dianthus prolifer*) verhüllt ihre Sterne um ein Uhr, das gedührte Habichtskraut (*Hieracium auricula*) um zwei Uhr, das Eiskraut (*Mesembryanthemum*) um drei Uhr Nachmittags. Diesem Beispiele folgt um vier Uhr die schlanke Grassilie (*Anthericum ramosum*).

Lyrische Dichter verstoßen gegen die Gesetze der Botanik, wenn sie die silbernen Kronen der Seerosen in dem bleichen Mondeslichte erstrahlen lassen, denn die besagte Potentillblume schließt sich schon um fünf Uhr.

Ein Nachtbummler ist der betäubte Storchschnabel, dessen Morgenstunde, wie schon erwähnt, erst auf sechs Uhr Abends fällt. Spießbürgerliche Sitten hat der gleichfalls schon bezeichnete Mohn und die Kaiserkrone (*Hemerocallis fulva*), die um sieben, beziehungsweise um acht Uhr sich aus dem öffentlichen Leben zurückziehen.

Wirklich mit dem Monde allirt scheint die nächtliche Silene (*Silene noctiflora*) zu sein, denn sie richtet ihr nickendes Haupt erst um neun Uhr auf. Ein Sonderling in der Pflanzenwelt scheint der großblüthige Cactus zu sein, denn er zeigt seinen Schmuck erst um zehn Uhr Abends, verbirgt ihn jedoch schon um Mitternacht wieder.



Allerfeelen in Tirol.

Zwischen zwölf Uhr Nachts und drei Uhr Morgens braucht nicht einmal ein Naturforscher eine Uhr.

Wer sich nach diesem duftigen Zeitmesser richtet, weiß wohl: wieviel es in — Upsala geschlagen hat, denn für die dortigen Verhältnisse, also für Gegenden von 60 Grad nördl. Breite, gilt die Aufstellung Vinné's. Eine andere, für Innsbruck, hat der Wiener Botaniker Hofrath Kerner in seinem „Pflanzenleben“ angegeben.

In Tirol begrüßt die wilde Rose den goldenen Tag, das Eiskraut wendet sich der Sonne um Mittag zu, und die bleiche Kragdistel schließt ihre, dem Erdboden aufliegenden Strahlen angefichts der Abendröthe.

Da wir nicht annehmen können, daß sich die Blumen öffnen und schließen, um uns den flüchtigen Schritt der Zeit erkennen zu lassen, muß es wohl einen andern Grund für diese Erscheinungen geben. Einen solchen deutet die auch für jedes Gewächs bestehende Verpflichtung sich fortzupflanzen an. Wären die Blumenblätter die ganze Nacht hindurch offen, so würde durch den Thau der Pollenstaub derart durchnäßt werden, daß ihn die Insekten am nächsten Tage nicht einfach von den Fäden abstreifen und auf eine Narbe des Fruchtknotens tragen könnten. Andererseits öffnen sich die zarten, so bunt bemalten Blüthenheile, um die in der Luft schwirrenden Sechsfüßler zum Besuche einzuladen. Von den letzteren hat jeder seine Specialität und seine bestimmte Flugzeit. So z. B. strecken die großen, schlanken Abend-Schwärmer unter den Schmetterlingen ihre langen Rüssel nur in solche Kelche, welche sich zu dieser Zeit erschließen. Die nächtliche Silene nickt eigentlich nicht dem Monde, sondern einem dieser Falter zu.

Man hat auch der Natur in's Handwerk zu pfuschen gesucht, indem man die Bedingungen für diese periodische Thätigkeit der Kinder Flora's künstlich nachzuahmen suchte. Ein echtes Kind der Berge — der blaue Enzian — zeigte bei diesen Experimenten, daß es namentlich die Wärmestrahlen sind, welche seine schön gefärbten Glocken öffnen. Die „leuchtenden“ Strahlen wandelt die Pflanze durch einen besonderen Farbstoff — das Anthothyan — in „wärmende“ um. Darum findet sich dieser an der Außenseite der Blüthen, so sind die weißen Bändchen des gewöhnlichen Gänseblümchens an ihrer Rückseite oben bläulich oder violett angelauten.

Weit lebhafter, als dies die Kräuter vermögen, verkünden die Thiere den raschen Verlauf der Zeit.

Wenn es Abend wird, steigen die Gespenster der Tiefe an die Oberfläche des Meeres, um mit der Morgenröthe wieder in den dunklen Grund zu versinken. Mit ihren beflügelten Füßen durchheilen sie zu Millionen die Fluthen. Es sind dies die sogenannten Pteropoden, deren oft nur wenige Centimeter große Körper fast durchsichtig sind. Auch andere Wesen tauchen in der Salzfluth periodisch auf und nieder. Die Uhr des Meeres, welche der Wellenschlag regulirt, hat noch keinen Vinné gefunden; hingegen hat Professor Haberlandt, gelegentlich seines Aufenthaltes in Java, eine Art Thier-Uhr für die Tropen angegeben.

In dem Urwalde von Tjiboda gibt es nach seiner Schilderung früh Morgens zwischen sechs und acht Uhr zunächst ein großes Singvogel-Concert: ein lustiges Zwitschern und Trillern, zumeist aus recht kräftigen Vogelstehlen. Dann folgt eine Pause, worauf zwischen neun und zehn Uhr die zahlreichen Tauben ihr lautes, fast melancholisches Gurren und Gurren ertönen lassen. Mit

hohlem Baßtone läßt sich die große columba aenea vernehmen; dazwischen ertönt ein lautes Schnarren und der einem Glockenton ähnliche Ruf des japanischen Kuckucks.

Zur Mittagszeit hört auch dieses Gurren und Rufen auf, und nur zuweilen unterbricht der Schrei eines Pfauens oder der melodische Flöten-ton eines einsamen Sängers die Stille des Urwaldes.

Zwischen fünf und sechs Uhr Abends, nach den Gewittern und Regengüssen, beginnen plötzlich, wie mit einem Schläge, die Grillen- und Cikadenheere ihr Concert. Das ist ein Zirpen, Knirschen und Schnarren, ein Kreischen und Schreien, das um so lauter wird, je dichter die Nebel des Abends durch das Geäste der Bäume ziehen. Es ist, als ob ein geheimnißvoller Dirigent den Taktstock über diesen geflügelten Massen schwingen würde. So singt, aurt und zirpt es nun Tag für Tag genau nach derselben Zeiteintheilung. Fast auf die Minute genau läßt sich die Pünktlichkeit der Sänger kontrolliren, die offenbar eine Folge der großen Regelmäßigkeit ist, mit welcher sich die meteorologischen Erscheinungen täglich wiederholen.

Der thatsächlichen Ausführung eines botanischen Zeitmessers steht die Schwierigkeit im Wege, daß man nicht alle vorhin angeführten Pflanzen an einem und demselben Platz findet und daß sie nicht sämmtlich zu gleicher Zeit blühen. Auch ein zoologischer Chronometer ließe sich bei uns schwer beschaffen; er hätte außerdem den Nachtheil, daß man die Stunde schlagen hören müßte, auch wenn man dies nicht wollte. Da beide Arten von Uhren den ganzen Winter über stehen bleiben, so haben unsere Uhrmacher vorläufig keinerlei Konkurrenz seitens der Mutter Natur zu fürchten. (Frlf. 3tg.)

Zu unseren Bilbern.

August Graf v. Platen.

Am 24. Okt. waren es hundert Jahre, daß Graf August von Platen zu Ansbach als einziger Sohn des Oberforstmeisters Grafen von Platen-Hallermünde das Licht der Welt erblickte. Kaum zehn Jahre alt trat er in das Kadettenkorps zu München ein, kaum vierzehn, in das Pageninstitut. Schon mit achtzehn Jahren wurde er Lieutenant und machte als solcher den Feldzug 1815 mit. Doch es bildete ihn nicht in dem geistig begrenzten Dasein eines Militärs. Nach Friedensschluß trat er in das Privatleben zurück, um sich an den Universitäten Würzburg und Erlangen wissenschaftlichen Studien hinzugeben. Von seinem Fleiße gibt der Umstand Zeugniß, daß er in sehr kurzer Zeit zwölf Sprachen beherrschen lernte. Sein angeborener Wandertrieb ließ ihn jedoch nicht ruhen. 1824 reiste er durch die Schweiz nach Italien — das war das Land, das er „mit der Seele suchte.“ Von 1826 ab kam er nur noch zwei Mal auf ganz kurze Zeit nach Deutschland. Er konnte aber auch um so ruhiger im Lande der Kunst leben, als er zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften in München ernannt wurde und vom König von Bayern ein Jahrgehalt erhielt. Im Jahre 1835 trieb ihn die Furcht vor der Cholera, die damals in Neapel grassirte, nach Sicilien. Dasselbst erkrankte er und in der Meinung, es sei die Cholera, gebrauchte er die entsprechenden Mittel dagegen. Diese verschlimmerten sein Leiden, so daß er am 5. Dezember starb. Die Platen'sche Dichtung, so erhaben auch der Eindruck ist, den sie auf uns macht, sie wird uns innerlich immer fremd bleiben. Sie ist nur Kunst — „marmorschön“ hat man sie genannt — deren einzelne Bestandtheile von reiner Schöne sind, aber es fehlt ihr das Leben. Er wäbte, die Stimmung liege in der äußeren Form und dieser Wahn wurde um so verhängnisvoller, als er antike und morgenländische Verhältnisse gebrauchte. Trotz alledem aber hat Platen doch ein Verdienft, um dessentwillen wir ihn ehren müssen: er hatte das redliche Bestreben, eine reine und große Kunst zu schaffen.



Die Leichenkarawane. Nach einer Originalzeichnung von E. Berninger.

Allerseelen

ist das große Fest der Liebe, welches die Seelen verbindet, jener Liebe, die Raum und Zeiten überwindet. Schon in den ältesten christlichen Zeiten ist es gefeiert worden, und so geschieht es noch heute allerwärts in frommer Erinnerung und unter lieb-gewonnenen Gebräuchen. Sein sichtbarer Ausdruck ist es, die Gräber der Verstorbenen mit Blumen und Lichtern zu schmücken und dort zu beten für die Ruhe der Abgeschiedenen, eingedenk der Worte des heiligen Augustinus: „Es ist kein Zweifel, daß die Gebete der heiligen Kirche, das heilsame Opfer und das Almosen (des Gebetes), welches man für die Verstorbenen dar-bringt, ihren Seelen geistlich und dazu behülflich sein können, daß Gott barmherzig und gelinder mit ihnen verfare, als sie durch ihre Sünden verdient haben.“ — Unser Bild „Allerseelen in Tirol“ vereinigt die innere Schönheit des Gegenstandes mit der Idylle der äußeren Gewandung zur glücklichsten Harmonie.

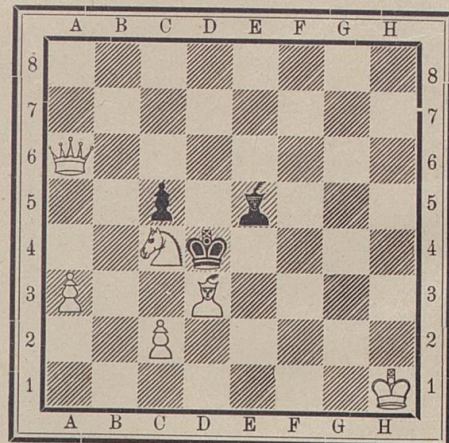
Die Leichenkarawane.

Blutigroth sinkt die Sonne im Westen. In den Duft der Abenddämmerung gehüllt liegen die unübersehbaren Trümmerfelder von Babylon. Aus der sumpfigen Niederung des Euphrat steigen dunstige Nebel empor und schleichen vom Abendwind getragen über die einsame, wüstenartige Landschaft. Aus der Ferne ertönt das heisere Gebell des Schakals, und einige Geier ziehen still ihre Kreise im dunklen Aether. Suchen sie ihr Nest zur Nachtruhe oder wittern sie Beute? — Da zieht von ferne heran, über die Hügel herauf, in langer, unabsehbarer Reihe eine Karawane. Stumm kommt sie heran; keines jener schwer-müthigen Vieher, mit denen der Kameelführer sonst die lange Reise führt, ertönt. Mund und Nase der Begleiter sind mit Tüchern verhüllt, und die bewaffnete Escorte hält sich in scheuer Entfernung zu beiden Seiten der Kameele. Immer näher heran schwanken die Dromedare. Jetzt kann man ihre hohen Lasten deutlich erkennen; es sind Särge — es ist eine Leichenkarawane. — Entsetzt weichen wir vor dem gräßlichen Geruch zurück, den jetzt der Wind zu uns herüberführt. Eins der müden Thiere bricht unter seiner Last zusammen; herunter poltern die Leichen-kasten. Es öffnet sich der Deckel; ein halbverwester Leichnam grinst uns entgegen — hinweg, du Bild des Entsetzens! Südlich von den wüsten Trümmerhaufen, welche die Städte bedecken, wo einst Babylon und Niniveh standen, in der Ebene des Euphrat liegen Nebeschef und Kerbela, die berühmten Wallfahrts-orte der Mohamedaner. Dort ruhen die Gebeine Alis, des mohamedanischen Reformators, des Begründers der Sekte der Schiiten, welcher vorzüglich die Perser angehören. So ist es nun der höchste Seelenwunsch eines frommen Persers, nach seinem Tode an dem Orte zu ruhen, der die Ueberreste seines Propheten birgt. — Das sogenannte Canalland, durch welches sich die Pilgerstraße hinzieht, noch im 12. Jahrhundert mit den schönsten Palmenväldern bewachsen, ist nach der Schilderung eines Reisenden in der „Allgem. Ztg.“ heut öde und verlassen, und nur festungsähnliche Karawaneraiis oder Chanis unterbrechen die trostlose Einsamkeit der Strecke. In solchen Chanis, die alle besondere Namen haben (meist nach den Gründern, wie: Kaja-Chan, Iskenderie-Chan, Zaid-Chan u. s. w.) ist gute Raft für die geängstigten, oft die kostbarsten Schätze mit-führenden Karawanen. Aber der Reisende, der das Sicher-heitsgefühl innerhalb der gewaltigen Mauern inmitten des Raubgebietes der Zobeid-Araber sehr zu schätzen weiß, bezahlt es dennoch zu Zeiten sehr theuer, wenn mit Sonnenuntergang die Leichenkarawane durchs hohe Thor einzieht und in weitem Hofraum die verkauften Särge ablagert. Zwar behaupten übereifrige Zeloten: es sei alles Jasmin- und Rosenduft, aber der bekannte Reisende Bambergy ist gleichwohl Leuten auf ihrem Pilgerzuge begegnet, die sich weitab von den Tragthieren hielten und ihre Nasen verbunden hatten. Selbst die Thiere werden mit der Zeit dienstunfähig; sie versagen und fallen um. Die Karawaneraiis sind weiträumige im Quadrat, oder Rechteck aufgeführte Bauten, im Innern mit arcadenumsäumten Hofe, wo der Brunnen und die Lagerplätze für die Tragthiere sind. Doch haben die meisten Chanis für letztere, sowie für die Waaren, eigene Räumlichkeiten im Erdgeschoss, während das erste Stock-werk zellenartige Kammern für die Reisenden enthält. Eine solche Wohnstätte darf freilich nicht nach abendländischem Maß-stabe gemessen werden, denn sie besitzt weder Aneublement noch Fenster- oder Thürvorrichtungen. Auf dem geborstenen Estrich tummeln sich Insekten und Skorpione, und an den Wänden zie- en sich ganze Ketten von schlummernden Fledermäusen, welche Nachts ihr lustiges Geflatter beginnen. Als Warte, von

der aus weite Rundschau möglich ist, dient ein Thurm zunächst des Eingangs. Indes sind die Karawanen innerhalb solcher Nachtstationen jederzeit sicher, keineswegs aber auf dem Marsche selbst; und Karawanen, die besonders kostbare Waaren oder Geschenke für die Grabdome mitbringen, müssen oft von ganzen Bataillonen der Bagdader Garnison begleitet werden. Ganze Schiffsladungen von Leichen werden jährlich über das Kaspische Meer gebracht, um dann auf Dromedaren verladen die weite Reise nach Alis Grabdom anzutreten. So zieht denn die Karawane durch jene sumpfigen, fieberhauchenden Niederungen. Viele der Thiere und Begleiter erliegen der entsetzlichen At-mosphäre, welche die Karawane umgibt. Ihre Leichen fallen den Schakals und wilden Hunden zur Beute, welche der Kara-wane folgen. „Welch ein Anblick für Gläubige mag die schimmernde Goldkuppel am rothgelben Wüstenraume sein! Bonnetrunken stürzen sie auf den brennenden Sand nieder und küssen ihn mit dem Rufe: „O Ewiger, es hastet an unserem Halse dein kostbares Blut!“ Und durch die ganze Karawane rauscht's wie von gedämpften Lobhymnen, indessen die todmüden Kameele mit ihrer Leichenlast auf den Boden niedertaumeln, um erst wieder emporzuschwellen, wenn das heisere „Kri! Kri!“ ihrer Treiber ertönt. Von weitem sieht man nur die mit vergoldeten Kupferziegeln gedeckte Kuppel und die Goldhauben zweier Minarets. Den Dom umgeben hohe, mit Glasurziegeln bedeckte Mauern, und zwei Thore führen in den Hofraum. Es ist begreiflich, daß der Andrang ein unge-heurer ist. Aber gar so rasch mit der Befriedigung des letzten Wunsches der mitgebrachten Todten geht es keineswegs, denn die schiitische Geistlichkeit läßt sich die Ruhestätten theuer be-zahlen — abgesehen von allen Geschenken, welche seit einem Jahrtausend im Innern des Grabes aufgehäuft worden sind.“ In welcher leichtsinniger Weise die Bestattung geschieht, bezeugen die Kleiderfetzen und menschlichen Glieder, an denen die halb-wilden Hunde auf den Begräbnißstätten herumzerren. So steigt denn aus jenen Gräbern, aus den Stätten der Verwesung, das fürchtbare Gespenst der Pest un' schwingt seine Geißel über die traurigen Sünden, mit ihrer spärlichen, physisch und moralisch heruntergekommenen Bevölkerung. Die persischen Leichenkara-wanen durchziehen Jahr für Jahr das Bagdader Gebiet und jene gottverlassenen Steppen und Wüsten, in welchen einst der „Garten des Gottes Dunu“, das biblische Eden, lag. „Nur in solchen Contrasten erkennt der Mensch die ganze Bedeutung des wechselvollen Völkler- und Culturlebens und den Unbestand alles Erdenglücks.“

Schachaufgabe.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt

Auflösung des Arithmogriphs in Nr. 89:
Geige, Nase, Eisen, Iffs, Seine, Egge, Neige, Asten, Unstinn.
G n e i s e n a u.

